

Nr. 234. Bromberg, den 13. Oktober. 1934



Schluß!

Baron Dittchen hielt eine flammende Rede auf seine Freundin, bei der er sich scheußlich verhaspelte und kein Ende fand. Er kam mit seinem Toast vom Hundertsten ins Tausendste und würde wahrscheinlich noch palavern, wenn ihn die Padrona des Hotels nicht unterbrochen hätte.

Sie brachte persönlich ein Telegramm herein, das bereits am Nachmittag eingelaufen, im Drange der Ereignisse aber vergessen worden war. Sie überreichte die Depesche Traß mit vielen Entschuldigungen.

Traß riß das Telegramm auf und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Was gibt es denn, Männe?" wollte Charly wissen.

„Wenn's was Vergnügliches ist, bitte vorlesen!" rief der Baron. Und Traß las:

„Gratuliere zur Verlobung mit blauem Pagen, Tante Jette. Tante Jette ist die klügste Frau, die je gelebt hat," behauptete Traß.

„Stimmt," rief Karl Dittchen, „denn sie hat mich nicht geheiratet!"

Worauf er so viel und so oft auf Jette von Perkeits Gesundheit trank, daß er mit schwerer Schlagseite von Traß zu Bett gebracht werden mußte.

12.

Am nächsten Vormittag traf der Triester Polizeikapitän in Portorose ein.

Es gab noch eine Verhandlung bei dem Podesta im Beisein aller an der Affäre beteiligten Personen.

Dann fuhren Traß, Charly, Wally und Lilli mit dem Beamten nach Parenzo, um Josef Bracek gegenübergestellt zu werden.

In Wallys Gegenwart war der Steuermann weniger verschlossen.

Die Versicherung des Beamten, daß Varescu tatsächlich hinter Schloß und Riegel säße, erleichterte ihn wesentlich. Die Zusicherung, daß er straffrei ausgehen würde, löste ihm vollends die Zunge.

Er machte dem Beamten wertvolle Aussagen und zeigte ihm schließlich auch das Geheimfach in der Kabine der Varescus.

Man fand in dem Safe allerlei belastendes Material, das sich auf die Hintermänner des Hochstaplers bezog. Desgleichen waren Lillis Paß vorhanden und der größte Teil der gestohlenen Juwelen.

In Parenzo verging fast der ganze Tag mit allerlei Formalitäten.

Erst gegen Abend bekamen die Vier von den Beamten die Abfahrtserlaubnis.

Es war bereits dunkel, als der Dampfer am Landungssteg von Portorose festmachte.

Die elektrischen Bogenlampen bestrahlten einige Personen, die den Dampfer erwarteten.

„Ich bin neugierig, ob der Kater des Barons bis heute abend vorgehalten hat," lachte Traß. „Wenn er ihn richtig ausgeschlafen hat, wird er uns sicher abholen."

„Da sind sie ja!" krähte eine Stimme.

Baron Dittchen stürzte auf die Ankömmlinge los.

Hinter ihm tauchte eine vierschrötige Frauengestalt auf. „Tante Jette, du hier?" rief Traß.

„Ich bin mit Klaus im Flugzeug gekommen," erklärte die alte Dame stolz. „Es war fein! Mir ist gar nicht schlecht geworden, aber bei Klaus hat's rumort. Wetten, daß der mit der Eisenbahn zurückfährt? Na, wo habt ihr denn das gerettete Küken? Ach so — —"

Lilli war mit einem Freudenschrei auf Klaus zugelaufen, um sich in seine Arme zu werfen.

Traß fing das Mädchen im letzten Augenblick mit Geschick ab.

„Halt, Dame Lilli! Das ist meine Sache! Ich habe Klaus versprochen, daß ich Sie gezähmt, gebändigt, lieb und sanft in seine Arme legen werde. Und das will ich wörtlich besorgen!"

„Ach, Klaus," schluchzte Lilli, „du — ich — wir — ich schäme mich so. Hast du mich noch lieb?"

Die Antwort war ein Kuß.

„Wenn ihr nun alle mit der Begrüßung und der obligaten Rührung fertig seid, können wir vielleicht Abendbrot essen," dröhnte Tante Jettes Stimme. „Wir haben nämlich mit der Futterei auf euch gewartet und im Splendid gibt es frische Langusten, wie mir die Padrona sagte. Sollen wir vielleicht hier auf der Landungsbrücke herumstehen, bis die Biester alt sind und stinken? Mir hängt der Magen schon ganz schief. Dittchen, gib mir mal den Arm, sonst stolpere ich noch über die Brückenbohlen. Wenn du ein Kavalier wärst, hätt'ste das ohne Aufforderung gemacht!"

„Der Herr Baron ist ein richtiger Kavalier," verteidigte Wally, die noch nicht an Tante Jettes rauhbeinige Art gewöhnt war.

Fräulein von Perkeit musterte Wally mit zwinkernden Äuglein.

„Das ist wohl die kleine Blonde, die unsere Lilli unter ihre Fittiche genommen hat, was? Kommen Sie mal her, Sie kleine Marjell. Der Baron hat mir bereits alles erzählt. Wally Brandl heißen Sie?"

„Ja, gnädige Frau."

„Haben Sie 'nen Bräutigam, Wally?" verhörte sie Jettchen.

„Nein, gnädige Frau."

„Sagen Sie nicht immer gnädige Frau zu mir. Ich bin noch Fräulein. Also, Wally, wenn Sie mal 'nen Schatz haben und heiraten wollen, dann wenden Sie sich an mich. Die Aussteuer schenke ich Ihnen. Und mein Neffe, der Herr Steffen, stiftet Ihnen noch was in bar."

„Aussteuer und Bargeld? Daraufhin kriege ich in meinem Dorfe jeden Tag einen Mann, gnädige Frau — Fräulein," strahlte Wally.

„Na, denn man los! Und nun Trabmarsch ins Splendid. Sonst laufen uns die Langusten weg. Klaus und Lilli, wo seid ihr denn?"

Zwei Paare krümelten im Dunkel hinter Jettchen, dem Baron und Wally her.

„Die eine Partie davon habe ich zustande gebracht," stellte Tante Jette mit Genugtuung fest.

*

Acht Tage später befand man sich wieder in Berlin.

Tante Jette saß in ihrem Wohnzimmer und rührte im Teeglas.

Herrmann von Traß saß ihr gegenüber und spielte mit einer Zigarette.

„Heiraten," sagte Tante Jette, „heiraten und sofort? Bei dir piept es wohl, mein Junge? Geheiratet wird zu Ostern und in Perkeiten. Da richte ich eine Doppelhochzeit aus. Du kriegst die Charly und Klaus die Lilli. Basta!"

„So lange soll ich noch warten?" maulte Traß. „Mit meiner Braut sozusagen Tür an Tür? Du denkst wohl ich habe lauwarmes Rasierwasser in den Adern, Tante Jette?"

„Was du in den Adern hast, weiß ich nicht. Bisher habe ich immer geglaubt, es sei Quecksilber. Und von wegen Tür an Tür? Das schmink' dir bloß ab, mein Sohn. Du ziehst zu Klaus."

Traß machte ein langes Gesicht.

„Nee, das will ich nicht, Tante Jette."

„Du mußt," beharrte Fräulein von Perkeit störrisch. „Ich schmeiße dich einfach 'raus. Ich bin eine altmodische Person. Ein Brautpaar Zimmer an Zimmer, das paßt sich nicht. Dein Zimmer kriegt die Lilli."

„Das ist ja ganz was Neues, Tantchen?"

„Jawoll, da staunst du! Lilli zieht zu mir und du wanderst in die Villa Steffen. Charly bleibt natürlich hier. Ich will die Mädels unter meiner Obhut haben. Nach allem, was man mit den beiden erlebt hat, halte ich das für angebracht."

„Bei Lilli vielleicht, aber —"

„Sei still. Ich sage bloß — blauer Page!"

„Aber warum soll man denn mit der Hochzeit so lange warten?" lenkte Traß ab.

„Weil die Mädels einen Quark von der Wirtschaft verstehen. Ich will sie zusammen mit der Guste erst mal ein bißchen in die Schule nehmen. Die Lilli zum Beispiel weiß noch nicht mal, wenn's Wasser kocht."

„Charly kann kochen," behauptete Traß kühn.

Tante Jette feixte.

„In der Pension gelernt, ich weiß. Sie hat sich mal ein Setzei gemacht, als die Guste Ausgang hatte. Es war hart wie Sohlenleder und ganz verkohlt. Buttgereit kam 'raufgerannt, weil er dachte, es brennt bei uns. Willst du dich in deiner Ehe vielleicht von Sohlenleder nähren?"

„Ich möchte gar nicht, daß meine Frau in der Küche steht und in den Töpfen rührt. Ich engagiere eine Köchin."

„Das kannst du halten, wie du willst, Männe. Trotzdem muß eine Frau etwas vom Wirtschaften verstehen, sonst wird sie an allen Ecken und Enden übers Ohr gehauen."

„Da kommen die Mädels nach Hause," rief Traß. „Ich werde Charly gleich selber fragen, wann geheiratet wird. Du wirst sehen, Tante, je eher, je lieber!"

„Was ist je eher, je lieber?" forschte Charly, die eben mit Lilli von einer Besorgungstour eintraf.

„Unsere Hochzeit, Charly. Wann wollen wir heiraten?"

„Zu Ostern, in Perkeiten," lautete die Antwort. „Ist schon alles mit Tante Jette abgemacht."

„Ein schönes Komplott!" entrüstete sich Traß. „Wartet Klaus auch so lange, Lilli?"

„Natürlich. Der hat jetzt zum Hochzeitmachen gar keine Zeit, sondern muß erst sein Kino fertigbauen. Klaus' Arbeit geht vor."

„Das sind ja ganz nette Töne," staunte Traß.

„Die einzig richtigen," bemerkte Tante Jette würdevoll. „Warte du nur hübsch bis zum Frühjahr, mein Junge. Die Brautzeit ist auch ganz schön."

„Du mußt es ja wissen, Tante Jette," rächte sich Traß durch einen boshaften kleinen Hieb.

„Wenn du frech bist, wirst du heute abend nicht mit ins Kino genommen. Karl Dittchen hat Billetts besorgt. Es gibt ein schönes Kriminalstück. Titel: „Das Geheimnis der silbernen Kaffeebohne!"

Oder: „Die tote Hand an der Kirchhofsmauer," spottete Traß. „Na, ich komme jedenfalls mit. Wenn es mich zu sehr gruselt, muß Charly mich am Händchen halten. Nachher können wir in die „Traube" zum Essen gehen."

„Wir essen zu Hause," widersprach Lilli. „Heute ist mein Kochtag, und ich habe Klaus' Lieblingsgericht gemacht. Irish stew." Traß stöhnte.

„Um Gottes willen, hoffentlich überlebe ich das. Die „silberne Kaffeebohne" und ein selbstgekochtes Abendessen von Lillis zarter Hand! Ist das nicht ein bißchen happig? Selbst für eine kräftige Mannsnatur? Werde ich das überstehen?" Traß überstand beides.

Er überstand auch die von Tante Jette weise festgesetzte Brautzeit.

Er fand sie sogar wunderschön, denn je mehr er Charly kennen lernte, um so lieber gewann er sie.

Als das Frühjahr kam, überließ Fräulein von Perkeit ihre Wohnung der Obhut von Peter Schott und fuhr mit den beiden Bräuten und Guste nach Perkeiten.

Hier hatte Karl Dittchen schon vorgearbeitet.

Das alte Herrenhaus war renoviert worden. Alles glänzte im frischen Maleranstrich. Für die beiden Paare hatte man ein behagliches Nestchen geschaffen, denn sie sollten ihre Flitterwochen auf Perkeiten verleben.

So hatte es Jette von Perkeit bestimmt.

„Ich bin nicht für Hochzeitsreisen," war ihre Begründung. „So'n junges Paar braucht ein bißchen Ruhe und Behaglichkeit, um sein Glück zu genießen. Ich weiß, ich habe altmodische Ansichten, aber die alten Moden hatten auch ihr Gutes. Nicht wahr, Karl?"

„Hm," brubbelte der Baron und dachte an den Tag, an dem er beinahe geheiratet hätte.

„Widersprich nicht immer, Karl," sagte Jettchen, obschon der Baron das gar nicht getan hatte.

Eine Woche vor dem Hochzeitstag kamen Klaus Steffen und Herrmann von Traß in Perkeiten an. Sie brachten ihre Trauzeugen mit, die zugleich auf dem Gut einen kurzen Urlaub verleben sollten.

Es waren Kommissar Frettchen und Peter Schott, die abwechselnd mit Tante Jette und dem Baron den feierlichen Akt unterstützen wollten.

Es war eine fröhliche Doppelhochzeit.

Tante Jette war gerührt, Frettchen voller Würde und Peter Schott ausgelassen.

„Wenn Sie nicht erschienen wären, Traß, hätte mich Charly doch geheiratet," versicherte er immer wieder. „Sie sind mir verflixt in die Quere gekommen!"

„Prost, Schott," lachte Traß. „Halten Sie Ihre Eifersucht im Zaum!"

— Ende. —

Ein Journalist stirbt in Grönland.

Das Schicksal einer einzigartigen Expedition.

Von Hermann Reinecke.

In diesem Jahre sind es 25 Jahre her, als man von dem tragischen Ende der Expedition des erst fünfunddreißigjährigen Kopenhagener Journalisten Mylius-Erichsen erfuhr. Hätte es damals schon den Rundfunk gegeben, so wäre vielleicht noch Hilfe möglich gewesen, aber so . . .

Ein Mann hat eine Idee.

Wie kam Mylius-Erichsen überhaupt zu seiner aufsehenerregenden Idee? Damals war er Redakteur bei einer Kopenhagener Tageszeitung. Aber ihm behagte nicht das Leben auf den Redaktionsfesseln, er wollte ins Leben hinaus, in die Welt, wo es noch etwas zu entdecken gab. Schon im Sommer 1899, als er auf der einsamen Heide Jütlands ein freies Wanderleben führte, entstand bei ihm der Gedanke, einmal nach Grönland zu pilgern. Aber das war nicht so einfach. Grönland galt zu dieser Zeit als das große, geheimnisvolle, verschlossene Land. Mylius-Erichsen lernte bald den unlängst verstorbenen Thuleforscher Knud Rasmussen kennen. In der Neujahrsnacht von 1901 auf 1902 machte Rasmussen die Bekanntschaft des Malers Harald Moltke und schlug ihm vor, an der geplanten Grönlandfahrt teilzunehmen.

„Am andern Tage" — lassen wir einmal den Maler selber sprechen — „trat Mylius-Erichsen in mein Atelier. Er war sehr groß, ziemlich schlank und dürr, beinahe jungenhaft, möchte man sagen. Das Allesbeherrschende aber waren seine Augen: stark, männlich strahlend, in Augenblicken sogar stechend. Nie in meinem Leben hatte ich einen Mann so großartig reden hören wie ihn. Mit großer Begeisterung entwickelte er mir, wie er sich die Sache dachte. Es sollte beileibe keine allgemeine Expedition werden, sondern eine Künstlerfahrt, eine literarische Expedition, etwas ganz Neues in der Geschichte der Entdeckungsreisen. Zwei Schriftsteller und ein Maler schlugen sich zusammen und zogen hinaus, um die nördlichst wohnenden Menschen der Welt zu finden, um zu schreiben, zu dichten, zu malen. Grönland war ja das Land der Abenteurer, das Land der Schönheit."

„Sie müssen mitkommen", sagte Mylius-Erichsen. „Fahren Sie nicht nach dem Süden, um die alte Kunst zu sehen, sondern hinauf zum Norden, um die neue Kunst zu malen!"

Und so entstand die „literarische Grönlandexpedition", die erste Entdeckungsfahrt eines hauptberuflichen Journalisten. Daß diese Reise auch wissenschaftliche Ergebnisse zeitigte, hat sich erst hinterher herausgestellt.

Reportern Zutritt verboten!

So einfach wie die Worte klingen, so schwer fiel das Umsetzen in die Tat. Grönland war zu der Zeit nämlich noch das verbotene Land, das Reich mit den sieben Siegeln und Schlössern, zu dem nur die höheren Beamten der Kopenhagener Verwaltung mit einem besonderen Reisepaß Zutritt hatten.

„Wir kommen ja doch nicht hin!" sagte Mylius-Erichsen bissig.

Der Maler schien aus allen Wolken gefallen. Er kannte diesen typischen Zug an dem Journalisten, von einem Extrem ins andere zu fallen, noch nicht. „Ja, weshalb denn nicht?" fragte er erstaunt.

„Weil Knud Rasmussen schon viermal um Einreiseerlaubnis nachgesucht hat, aber für Journalisten und Schriftsteller ist der Zutritt in Grönland nicht erwünscht", lautete die Antwort.

Die Expedition drohte also zu scheitern, doch Dänemark bekam plötzlich ein neues Ministerium, und der neue Minister des Innern gab die Reiseerlaubnis. Daraufhin nahm der protestierende Direktor für den königlich grönländischen Handel seinen Abschied, worauf ein neuer ernannt wurde, und der hatte eine Eigenschaft, die von Mylius-Erichsen und seinen Getreuen stürmisch bejubelt wurde: Er war nämlich journalistenfreundlich! Der Künstlerfahrt nach Thule stand nun nichts mehr im Wege, — das heißt, bis auf eine Kleinigkeit: es fehlte nur noch das Geld!

Mylius-Erichsen schafft Geld an.

Hier erwies sich nun Mylius-Erichsen als ein Könner ersten Ranges. Es ist unfaßlich, zu schildern, was er im Laufe einiger Monate alles zusammenredete und in den Zeitungen zusammenschrieb, um vermögende Männer des Landes zu Zuschüssen zur Expedition zu gewinnen, und es glückte. Dann legte noch der bekannte Carlsbergfonds etwas zu, und schließlich gab sogar der königlich grönländische Handelsdirektor einen großzügigen Kredit für alle Lebensmittel- und sonstigen Ausgaben auf Grönland selbst. Aber immerhin: man kann nie bares Geld genug auf einer solchen Expedition mitnehmen, und so fuhr Mylius-Erichsen mit dem Maler Moltke kurzentschlossen nach London, um bei den englischen Zeitungen Gelder zu sammeln gegen Zusicherung von Manuskriptlieferungen aus Grönland.

Die Sache klappte, und am 2. Juni 1902 stieg also die erste literarische Grönlandexpedition. Wer nun glaubt, daß die Schriftsteller und Maler ein herrliches Faulenzerleben an Bord führten, mit täglichem Blick auf die See, stundenlanger Deckpromenade, Musik usw., irrt sich sehr. Soviel Geld gaben selbst die reichen englischen Zeitungen nicht her. Alle Mitfahrenden verrichteten einfache Seemannsdienste, und Mylius-Erichsen selbst spielte — den Schiffsheizer, eine ungewohnte harte körperliche Arbeit, die ihn schwer ankam.

Die Dichterkolonie auf dem Eis.

In Grönland angekommen, fiel es dem Zeitungsmann schwer, den richtigen dichterischen Ton in seinem Schreibwerk anzuschlagen. Er war der rechte Mann in der Zeit der Vorbereitungen und während des Starts, aber mitten in der Eiswüste hatte er es nicht leicht. Grönland — so glaubt auch der Maler Harald Moltke — hatte ihn glatt überwältigt. Das war so neu, so schön, so großartig, zugleich so fremd, daß es ihm den Atem nahm. Hier hatte sein Freund Knud Rasmussen alle Vorteile auf seiner Seite. Er war unter den Eskimos geboren und lebte bis zum 12. Jahre mit ihnen. Er beherrschte die Sprache, diese merkwürdigste Sprache der Welt, die bestimmt keiner bekannten Kultursprache auch nur entfernt ähnelt, er konnte mit den Eskimos umgehen und wurde von ihnen als einer der ihrigen betrachtet. In den langen, dunklen Winternächten stritten sie sich darum, ihm vom Eskimo-Märchen- und -Sagenschatz zu erzählen. Anders verhielt es sich mit Mylius-Erichsen. Er war auf den Dolmetscher angewiesen, und das bewirkte, daß die Skizzen seines Freundes Knud Rasmussen größere Lebendigkeit bekamen. Das führte mit der Zeit zu einer Verstimmung, und Mylius-Erichsen hat diesen Unfrieden in einem Gedicht an Knud festgehalten. Fast sah es aus, als sollte die Expedition in die Brüche gehen, doch dann brachte der Maler eine Versöhnung zustande. Mylius-Erichsen fand endlich sein notwendiges Gleichgewicht, und er schuf zu dieser Zeit eine Reihe schöner, packender Polar-Gedichte, die er seinen Freunden vorlas.

Mylius hält die Stimmung hoch.

Die jungen Leute wohnten im sogenannten „Bergloch", einem selbstgebauten Haus auf der Insel Agpat, die als Heimstätte für zehn Familien vom Stamme der Polar-Eskimos diente. In jenen dunklen Winternächten wurde Tag und Nacht diskutiert, rezitiert, auch musiziert, und zwar mit einem gewöhnlichen Saiteninstrument, auf dem der Grönländer Brönlund die urwüchsigen Melodien seines Volkes zum besten gab.

Mylius-Erichsen erwies sich die ganze lange Zeit hindurch als ein hervorragend begabter Erzähler, der die Gesellschaft tagelang in Atem zu halten verstand. Eines Tages war der europäische Proviant endgültig zu Ende gegangen, und die Männer lebten nur noch auf Eskimoweise, d. h. von gekochtem Fleisch, rohem Fleisch, gefrorenem Fleisch, manchmal auch von nicht mehr ganz genießbarem Fleisch, kurz und gut überhaupt nur von Fleisch. Gerade deswegen liebten die Expeditionsteilnehmer, zu hören, wie man zuhause in der Heimat lebte. Mylius-Erichsen mußte die herrlichsten Bilder an die Wand malen, und alles lauschte atemlos, wenn er von seinen Journalistenfahrten kreuz und quer durch Jütland erzählte und die weltberühmten „Smörrebrödstische" in folgender Weise schilderte:

„Kinder", sagte er, „es gab einfach alles, was das Herz begehrte. Da gab es Preißelbeeren und rote Beete, dann kam gebratener Speck mit Gurken aller Sorten, es gab kaltes Huhn oder kalte Ente oder beides zusammen, dann kamen Spiegeleier mit Appetitsild und Rollmöpsen, dazu gab es gebratenen Aal und kalten Aal in Gelee, außerdem Bratwurst und Knackwürste, da waren Sardinen, Hummer, Leberpastete, Anchovis, es gab alle Sorten Käse, Schweizer, Holländer, Camenbert, und dann natürlich eisgekühlten Schnaps und schäumendes Bier in hohen Krügen, — oh, wie das schmeckte! Zum Schluß gab es Kaffee und Zigarren, und das ganze serviert von einer ländlichen Schönheit mit apfelroten Wangen —, Kinder, das war noch ein Leben!"

„Wir lagen ganz still", berichtete der Maler „Wir wagten knapp Luft zu holen, um auch nicht den kleinsten Punkt zu überhören. Wenn wir dann so eine Zeitlang mäuschenstill gelegen und in Gedanken die herrlichen Gerichte gekostet hatten, sagte einer ganz leise in das stille Dunkel:

„Ah, Mylius! Erzähl' das noch einmal! Das sättigt so herrlich!"

Das furchtbare Ende.

Nichts zeigt die Verfassung, in der die kleine literarische Expedition lebte, besser als diese erschütternde Szene. Kopf hoch, trotz alledem! Das war ihr Leitmotiv.

Dennoch hat es das Schicksal nicht gut gemeint. Mit unbeugsamer Energie schleppten sich drei Männer vor 25 Jahren über das harte, schneidende, aufreißende Inlandeis. Ihre entsetzliche Wanderung galt nicht bloß dem Leben, sondern dem Kampf, die wertvollen aufgezeichneten Er-

gebnisse in Sicherheit zu bringen, ehe der Tod hereinbrach. Zuerst fiel Hög-Hagen um. Die beiden Überlebenden schleppten sich mühselig weiter. Dann starb Mylius-Erichsen, und Jörgen Brönlund, der Grönländer, schleppte sich mit den kartographischen Aufzeichnungen allein durch die entsetzliche Eiswüste, bis er das Depot erreichte. Hier fand ihn ein Premierleutnant im März vor 25 Jahren, als die Sonne das erste Eis taute. Mit dem Gewehr im Arm, um den kostbaren kartographischen Schatz zu hüten, lag er umringt von Holz, Petroleum und Lebensmitteln und war müde aber ruhig hinübergeglitten in den ewigen Schlaf. So endeten Mylius-Erichsen und seine Getreuen: ein echter und rechter Journalist, ein Mann der Feder mit Leib und Seele, der mit Schriftstellern und Malern hinauszog, um das nordöstlichste Grönland zu entdecken. Eine Reihe Jahre nach dieser furchtbaren Tragödie kam dann die große Überraschung: es zeigte sich durch die kartographischen Aufzeichnungen, daß ganz neues, unbekanntes Land entdeckt worden war. Mylius war also nicht umsonst gestorben . . .

Gefreiter Herse.

Skizze von **Karl Quosig.**

Herse litt am Beförderungsfimmel. Seit 1915 wartete er darauf, Gefreiter zu werden. Noch war er es nicht. Kummert, Magdeburger, immer zu herbem Spott aufgelegt, behauptet, Herse trüge die Knöpfe im Tornister bei sich, um sie für alle Fälle sofort zur Hand zu haben.

Ende März 1917 war Herse einen Tag und eine Nacht lang krank, — erkältet vielleicht. Jedenfalls schlief er die vierundzwanzig Stunden durch. Als er sich dann, wieder gesund, zum Dienst fertig machte, trug er am Kragen Gefreitenknöpfe. Allgemeines Gelächter. Kummert lachte am lautesten. Er hatte sie dem Kameraden, während er schlief, angenäht.

Herse entfernte sie wieder, ohne ein Wort zu sagen.

Kummert bemerkte: „Sei still und zufrieden, Herse, du warst doch wenigstens vierundzwanzig Stunden Gefreiter. Länger wirst du es nie sein.“

Herse sah Kummert eine Weile ganz eigen an, dann erwiderte er: „Möglich, Kummert, aber Gefreiter werde ich doch!“ — —

Noch am gleichen Tage bekam Herse von Hause die Nachricht, daß sein jüngster Bruder in Flandern gefallen sei. Wir waren etwas beschämt wegen des Scherzes, den wir mit ihm gemacht. Drückten ihm stumm die Hand. Nur Kummert nicht. Der verließ, ohne ein Wort zu sagen, die Baracke.

Fünf Herses waren ins Feld gerückt, und vier waren nun gefallen. — —

Vier Wochen später beginnt die Abwehrschlacht an der Aisne. Wir werden am 16. April eingesetzt und nach fünf Tagen schwerer Kämpfe wieder herausgezogen.

Herse wird zur Schreibstube befohlen. Als er nach einer halben Stunde zurück kommt, sieht er kreidebleich aus.

Kummert meint, Herse hätte eine Zigarre vom Spieß bekommen; Gefreiter wäre er jedoch auf keinen Fall geworden.

Herse sagt kein Wort. Er setzt sich an den Tisch. Sieht vor sich hin. Dann blickt er auf und sieht einen nach dem anderen eine ganze Weile groß an. Als wollte er sich jedes einzelne Gesicht fest einprägen.

Unteroffizier Lauert fragt, was es gegeben hätte.

Herse sagt immer noch nichts. Nur seine Augen wandern hin und her, und ein eigener Blick ist darin. Und dann legt er den Kopf in beide Hände und sagt: „Ich soll weg vom Regiment. Meine Mutter hat eine Eingabe gemacht, weil doch nun schon vier Brüder von mir gefallen sind. Der Feldwebel meint, da ich Bäcker sei, sollte ich in eine Feldbäckerei versetzt werden.“

„Freu dich doch, daß du rauskommst aus dem Schlamussel“, sagt Kummert und setzt boshaft hinzu: „Mit de Knöppe is es denn natürlich Essig.“

Herse schüttelt den Kopf. Sieht uns wieder stumm an, eine ganze Weile. Sagt: „Ich will nicht weg. Jetzt nicht. Nicht so. Und nicht jetzt!“ Er regt sich förmlich auf. Nie hat Herse so laut gesprochen.

„Sie müssen auch an Ihre alte Mutter denken, Herse, die wenigstens einen von ihren Jungens behalten möchte“, sagt Lauert ganz väterlich. „Das müssen Sie doch verstehen, Herse!“

„Ich will aber nicht weg!“ schreit Herse wie ein Verrückter. „Ich will nicht weg, will nicht . . .“

Und während wir langsam begreifen, was in Herse vorgeht, springt Kummert wie ein Wilder auf und schreit ihn an: „Verrückt biste! Ein ganz eingebildeter Trampel biste. Das größte Dusseltier von der Welt biste. Damit du's man weißt. Wie so'n junges Mädchen haste dich. Ich will dir man sagen, warum du nicht weg willst. Weil du mit aller Gewalt Gefreiter werden willst. Und weil du denkst, das könnteste in der Feldbäckerei nich werden. Du eingebildeter Affe möchtest dich nur zu gerne in Potsdam mit de Knöppe sehen lassen. Bild' dir man keine Schwachheiten ein, Gefreiter wirst du doch nie!“

Wir sitzen ganz still. Wie oft haben wir Herse aufgezogen mit seinem Beförderungsfimmel. Aber in diesem Augenblick fühlen wir: Das durfte nicht kommen, nicht so und nicht jetzt.

„Du bist ein ganz gemeines Luder“, schnaubt Lauert los. „Das will ich dir mal sagen!“

„Weiß ich!“ lacht Kummert verbissen auf. — —

Etwas später holt Herse sich sein Nähzeug, setzt sich wieder an den Tisch. Kramt in seinen Taschen herum und zieht zwei funkelnagelneue Knöpfe hervor, zwei richtige Gefreitenknöpfe.

„Nanu“, staunt Lauert, „was ist denn das, Herse?“

Herse lächelt. Wird rot wie ein junges Mädchen, das den ersten Blumenstrauß von einem jungen Manne bekommt, und sagt leise, fast andächtig: „Heute morgen sagte mir der Feldwebel noch, daß ich von heute ab zum Gefreiten befördert sei. Ja, das sagte er.“

Kummert bekommt einen ganz roten Kopf. Geht zur Tür, reißt sie auf und knallt sie hinter sich zu. — —

Am nächsten Tag müssen wir wieder vor. Der Franzose greift seit gestern ununterbrochen an.

Mittags muß Herse mit einer Meldung zum Regiment. Über die Aillette weg, über den verfluchten Knüppeldamm. Kummert ist ganz zappelig. „Wo nur Herse so lange bleibt!“ sagt er einmal.

Nach vier Stunden ungefähr wissen wir, daß Herse nie wiederkommt. Kummert will ihn suchen gehen. Es ist Wahnsinn in diesem Feuerorkan. Kummert ist sehr blaß und furchtbar aufgeregt.

Abends werden wir zurückgenommen in die Grundhöhle. Wir rasen die Höhe hinunter. Kommen über die Aillette. Kummerts Augen wandern von links nach rechts, von rechts nach links. Er keucht vor Anstrengung. Oder ist es Stöhnen? Immer ist er uns ein Stück voraus.

Und dann hören wir ihn rufen: „Da liegt einer. Das ist Herse!“ Und er läuft schneller und kniet neben einem Toten, und dann hören wir ihn brüllen wie ein verwundetes Tier: „Herse! Herse!“

Herses Gesicht ist ganz friedlich, nur der Rock blutbeschmiert.

„Seht mal“ — Kummerts Stimme ist wie scheues Flüstern — „seht mal, hier an der linken Seite fehlt der Gefreitenknopf!“

Ja da, wo Herse heute mittag noch den Knopf am Kragen hatte, ist nur ein Loch. Ein heimtückischer Splitter muß den Knopf wegrasiert haben; es ist, als sollte Herse wirklich nicht länger als vierundzwanzig Stunden Gefreiter sein . . .

Kummert stöhnt. Er sieht an uns vorbei, immer nur den Toten an. Und dann sagt er — es ist beinahe wie ein Befehl: „Wir nehmen ihn mit!“ — —

Wir nahmen ihn mit zur Grundhöhle.

Kummert schlief fast gar nicht in der Nacht. Anderntags suchten wir Blumen für Herses Grab.

Als wir wieder in die Höhle kamen, saß Kummert neben dem toten Herse mit Nadel und Zwirn in der Hand, und wir sahen in der Hand des Soldaten einen Gefreitenknopf und sahen, wie er ihn dem Toten an die linke Kragenseite nähte, genau dahin, wo der Knopf zuvor gesessen hatte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.